



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Vlissingen nach Mariannahill.

Von Vlissingen nach Mariannahill.

Wenn wir bei Vlissingen oder Rotterdam einem Dampfer, der etwa nach dem Süden unseres runden Globus geht, nachsehen, bis er dem Auge entschwindet, dann kommt es uns vor, als läsen wir die Seite eines Buches fertig, können aber nicht umblättern. Und doch möchten wir die Geschichte von diesem Schiff bzw. den Menschen darauf weiter wissen.

Die sollt ihr nun heute erfahren. Schwester M. Theobalda erzählte jüngst in einem Brief, wie sie am 24. September, genau vor einunddreißig Jahren, nach dem schwarzen Erdteil fuhr.

Am 16. August 1894 standen wir, 8 Postulantinnen und einige Postulanten, vor dem gewaltigen Dampfer in Vlissingen. Wir schauten uns das dampfende und brausende Ungeheuer von allen Seiten an. Mit einem gemischten Gefühle. Mit dem Jauchzen erfüllter jahrealter Sehnsucht, und doch auch mit jenem feinen, leisen, stillen Weh, das ein jedes Menschenkind überkommt, welches jenen Boden, jenes Land, jenen Erdteil verläßt, auf dem seine Wiege stand und wo seine Teuren zurückbleiben. Eine ganz tolle Macht im Menschenherzen ist das Heimweh. Das Heimweh nach den irdischen väterlichen Hütten. Aber stärker noch das ewige Heimweh nach dem Himmel und der Missionswunsch, recht viele Seelen mitzunehmen. Es war uns, als ob dieses ewige Heimweh in die Schrauben und Räder griffe, als der Dampfer, einen tiefen Atem aus den untersten Lungen holend, sich ganz langsam in Bewegung setzte. Zum letztenmal winkt und grüßt das Vaterland, grüßt die sorgende Schwester Oberin. Der Wind steht still, als vergäße er in diesem unsagbar feierlichen Augenblick das Wehen. So schwimmt die kleine Welt des Riesenschiffes in das große atlantische Meer, dem Süden zu, dem wunderbaren Süden zu. Dieses Wort „Süden“ birgt für eine europäische Missionschwester alles, was es auf Erden an Jauchzendem, Erhabenem, ganz Großem, Überwältigendem gibt . . . ein Volk von großen und kleinen Heiden . . . alle mit dunklen Gesichtern und dunkler Seele . . . und doch alle für Christus berufen . . . sei still, Heiland . . . du sollst sie haben, ich fahre ja zu diesem wartenden Süden . . . Taufe . . . Gnade . . . seliges Leben und Sterben . . . und noch seligere Ewigkeit . . .!

Von all den Unausprechlichkeiten sind wir erfaßt da draußen auf dem einsam hohen Ozean zwischen Himmel und Erde, wir und unser tapferes, fleißiges Schiff.

Fünf Wochen lang fahren und sehnen und träumen und betrachten wir. Dann sind wir am Ziel.

Vor Durban legt unser Dampfer an. Noch draußen am Meer, weil er mit seinem Riesenleib in dem damals noch nicht

ausgebauten Hafen keinen Platz hatte. Wie Gepäckstücke wurden wir in den kleinen Landungsdampfer verladen. Es war zum Lachen komisch und doch auch nicht ganz geheuer. Immer drei bis fünf Personen mußten in einen verschlossenen Korb. Dann wurden wir hinuntergelassen in die ganze sterbliche Wackeligkeit der wichtigstuerischen Nußschale von einem Dampfer. Wir schaukelten und baumelten förmlich durch die Wellen ans Land. Wer die Geheimnisse der Seekrankheit noch nicht kannte, erfuhr sie hier. Doch still! Aber solche üble Dinge spricht man nicht. Man fügt sich einfach in das unvermeidliche Schicksal.

Und nun der Augenblick, dem alle vergangenen Wochen und Tage und die vielen hundert Stunden galten! Der erste Schritt auf die fremde Erde, auf den Boden des schwarzen Erdteils, in das Land des herbeigebeteten Südens. Ich sage euch, da geht der Puls nochmal so schnell und der Fuß zittert einem in den Schuhen. Als wenn Gott selbst uns bei der Hand nähme, uns ans Land zöge und sagte: Siehe, hier warten Tausende von Schwarzen auf dich, — so ist es einem. —

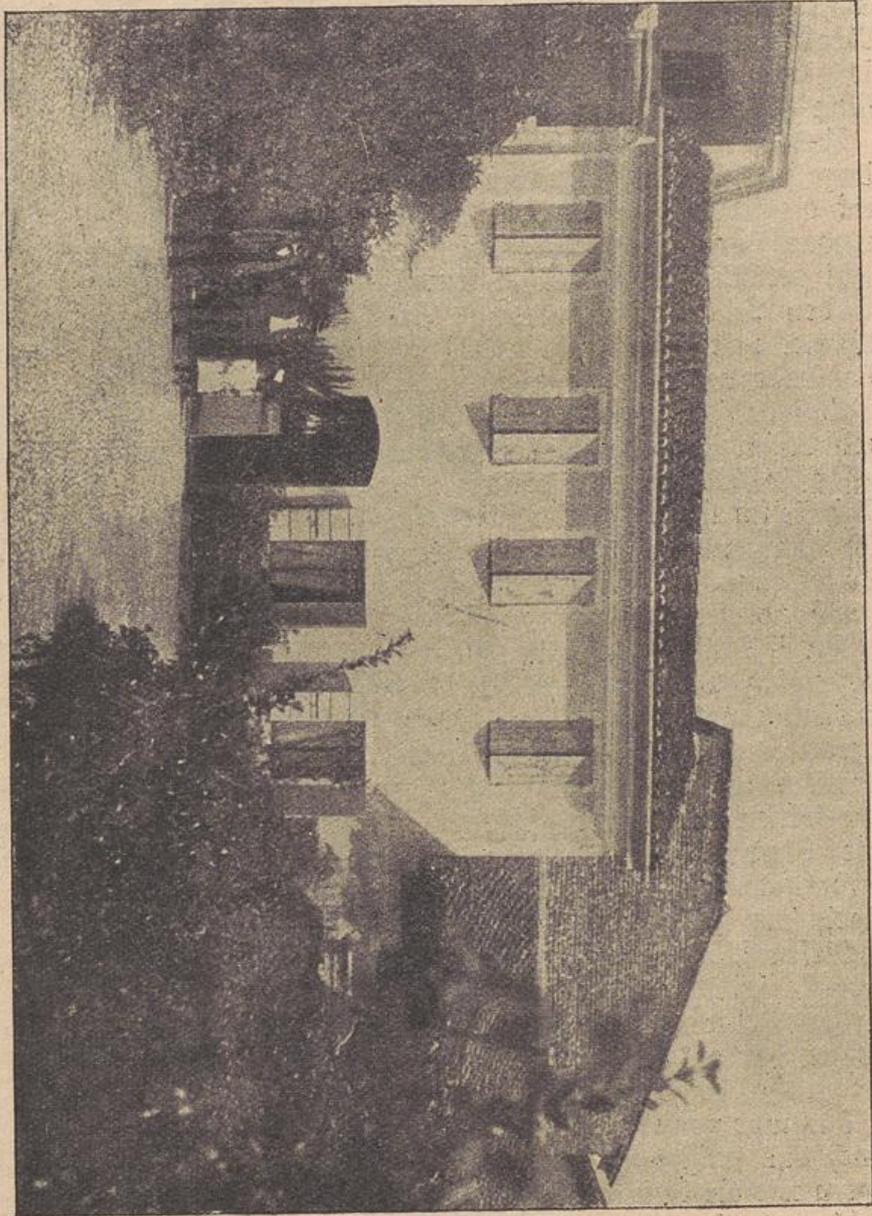
Und da sehen wir sie schon, die vielverlästerten Zulukaffern, von denen jeder die gleiche unsterbliche Seele hat wie der Professor in Berlin und der Senator der Vereinigten Staaten! Wie sie im Hafen schaffen, beim Ein- und Ausladen der Schiffe sich tummeln und dabei verstohlene Blicke zu den merkwürdigen Gästen aus der ganz anderen Landkarte der Weltgeographie hinüberwerfen.

Um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr abends brachte uns die Eisenbahn Natal's vom Hafenplatz Durban nach Pinetown. Hier steigen wir aus. Ein Missionsbruder erbarmt sich unseres Gepäcks. Wir selbst werden auf Leiterwagen verstaft. Und durch das afrikanische Dunkeln und Dämmern geht's der Missionsstation zu. Von den fernen Hügeln her glühen durch die Lüfte kleine Feuerchen wie Sterne, die vom Himmel stiegen. „Die Eingeborenen verbrennen ihr altes Gras,“ erklärt ins mächtige Schweigen hinein der Fuhrmann.

Diesen Abend vor einunddreißig Jahren! Bis zum Tode vergesse ich ihn nicht. Es war, als ginge der Tag unseres bisherigen Lebens zu Ende und als stiege mit der morgigen ersten Sonne der andere, zweite Tag unseres Erdendaseins herauf, der große, heiße afrikanische Tag unserer Mission.

Das war vor einunddreißig Jahren! Du fragst: „Und heute?“ Auch das sollst du wissen. Nach zwei Jahren an Allerheiligen legten wir die heiligen Gelübde ab. Zwei von uns sind freilich nicht mehr in Afrika, auch nicht in Europa, überhaupt nicht mehr auf dem Planeten. Das Nervenfieber hat sie geholt hinüber in die ewige Heimat! Die Glücklichen!

Wenn wir am Abend so hineinschauen in die großen afrikanischen Sterne, die hier viel näher zu sein scheinen als in



Geburtshaus Huns' X. in Riefel.

Europa, dann ergreift uns wieder das allgewaltige ewige Heimweh, das uns in unserem Schiff vor einunddreißig Jahren in die Glieder gefahren ist:

„Ich möchte heim!
Mich zieht's dem Vaterhause, dem Himmel zu,
Fort aus der Welt verworrenem Gebrause
Zur ewigen Ruh'!“

Doch nein! Wir dürfen noch nicht heim. Wir müssen und wollen, solange der ewige Vater es will, bei unsern Kindern bleiben, bei unsern lieben, lieben Kindern, bei den schwarzen Menschenkindern von Natal. So ist es Pflicht selbstloser Mütter!



Hamisi, der Mohammedaner.

Aus Walezo, Zanzibar.

Hamisi, ein alter Mann von etwa 70 Jahren, kam eines Tages zu mir und bat um Aufnahme mit der Bedingung, daß er, wenn er wieder gesund sei, nach Hause gehen dürfe; „denn“, so sagte er, „das Wasser soll mir doch nicht vor dem Sterben über den Kopf gegossen werden.“ (Taufe.) „Komm nur herein“, sagte ich, „du wirst gesund und kannst dann wieder nach Hause gehen.“ O, wie freute er sich da! Zum Dank für die Aufnahme zog er sofort seinen langen Rosenkranz aus dem Ärmel und begann laut zu beten und Mohammed zu preisen. Er nahm vor lauter Dankgebet sich nicht einmal soviel Zeit, den Speichel niederzuschlucken; dieser rann beständig durch seine Zähne zur Erde. Hamisi wurde besser. Da bat er denn auch bald um die Erlaubnis, in sein Haus zurückgehen zu dürfen. Ich gab sie ihm, jedoch mit schwerem Herzen. Doch tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß er zurückkehren würde, wenn es ihm schlecht erginge, da er ja in guter Stimmung von uns schied. Bei seinem Weggang dankte er herzlich und sagte: „Wenn ich wieder krank bin, komme ich nur zu dir!“ Es vergingen zwei bis drei Wochen, in denen ich nichts von ihm hörte. Eines Abends kam ein Mann zu mir und sagte: „Schwester, ich kenne einen alten Mann. Er liegt sterbenskrank in seiner Hülte. Vor kurzem sah ich ihn bei dir.“ Ich erkundigte mich näher nach dem Kranken und kam zu der Überzeugung, daß dieser kein anderer sein konnte als Hamisi. Am anderen Morgen schickte ich sofort einen Wagen, um ihn zu holen, da man mit den Mohammedanern in ihren eignen Häusern nicht gut von Religion sprechen kann. Aber der Wagen kam ohne den Kranken zurück, denn man hatte befürchtet, er würde